Preis 20 Pfennig

DONNERSTAG, 16. DEZ. 1943
18. JAHRGANG :·: FOLGE 50

JB Illustrierter Beobachter

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

VERLAG FRANZ EHER NACHF., G.M.B.H., MÜNCHEN 22



Eine stolze Gruppe.

In der Erkundung des Geländes ist Ritterkreuzträger SS-Unterscharführer Hirning durch seine Erfahrung in über 150 Spähtruppunternehmen, die er an der Ostfront durchführte, ein Meister. SS-PK.-Aufn. SS-Kriegsberichter Cantzler (H. H.).

Wie machen wir das besser?

Ein Großbetrieb sichtet die technischen Verbesserungsvorschläge seiner Gefolgschaftsmitglieder



Sein Betrieb verdankt ihm mehrere Erfindungen.
Neben anderen kräfte- und zeitsparenden praktischen Dingen erfand dieses Gefolgschaftsmitglied eines Großbetriebes auch den Eisenstaubsauger; die sehr gesundheitsschädlichen winzigen Partikelchen des fliegenden Eisenstaubs werden jetzt abgefangen.

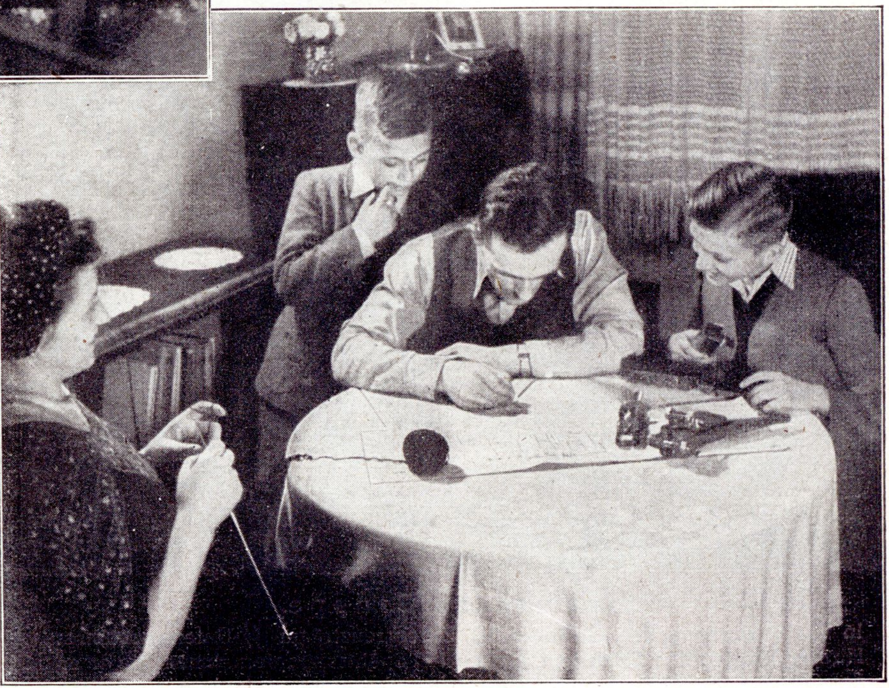


Dies war eine tückische Stelle
an der Maschine, die leicht Fingerverletzungen verursachte; durch eine einfache Schutzklappe ist die Gefahrenstelle beseitigt worden.

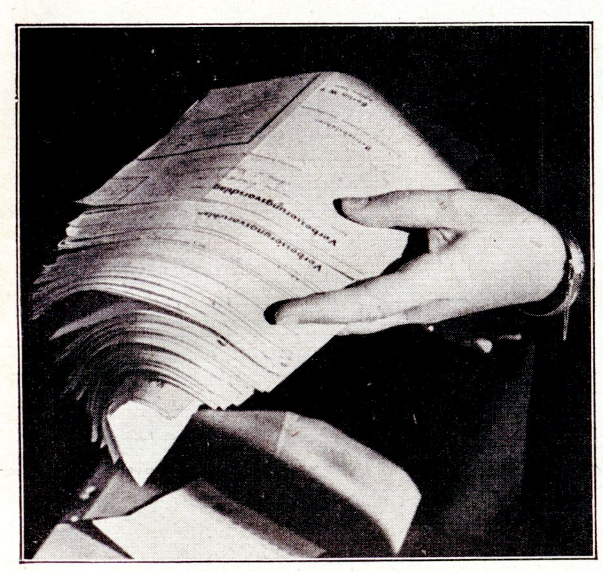


Links:
Ohne Anstrengung.
Früher waren vier Mann nötig, um den Kühler herauszuheben; durch diese neue Vorrichtung besorgt das jetzt ein Mann ohne große Mühe.

Aufnahmen: Krause-Naumann (6).



Sein Technikum
hat dieser gelernte Schlosser zu Hause aufgeschlagen; der Betrieb, in dem er beschäftigt ist, verdankt ihm schon mehrere praktische Verbesserungen.



Vorschläge aus dem Betrieb.
Täglich gibt es neue Anregungen, die alle sorgfältig geprüft und, wenn sie brauchbar sind, sofort in die Tat umgesetzt werden.



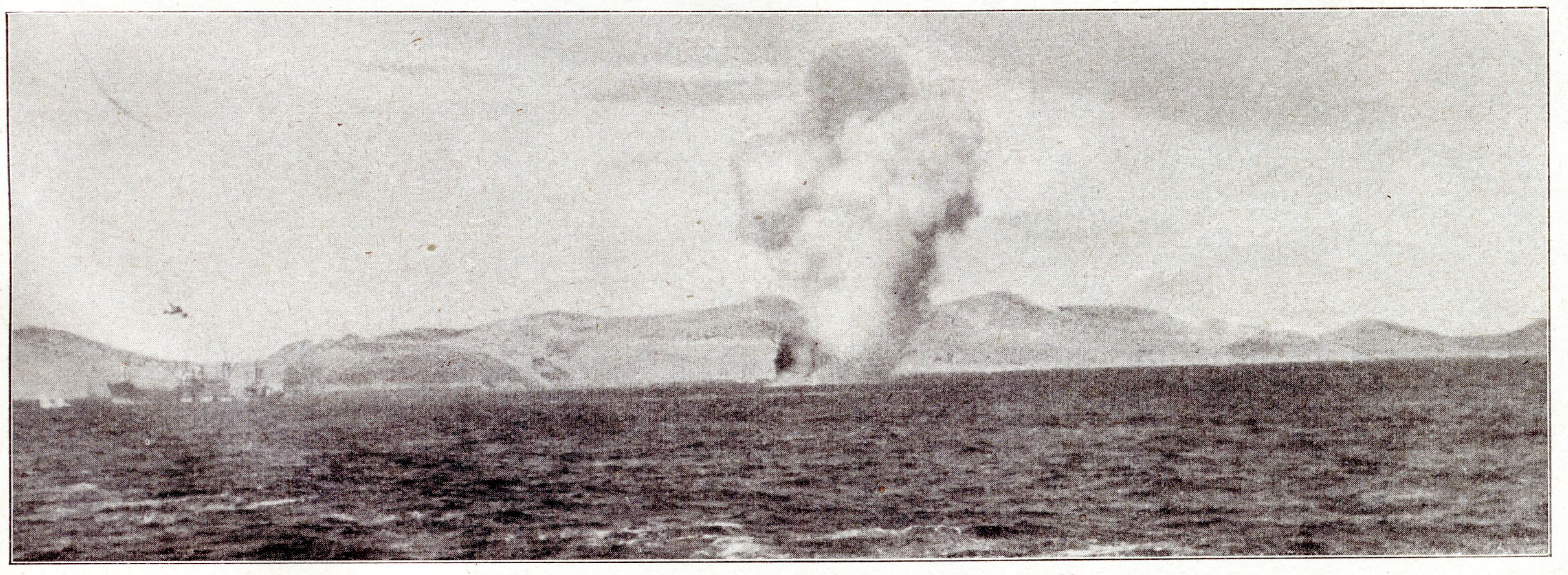
Rechts: Die Jury prüft.
Unter dem Vorsitz des Betriebsführers und seiner engeren Mitarbeiter wird jeder Verbesserungsvorschlag sofort geprüft.

Der Kampf um Coo

Geschoßgarben wühlen das Meer auf.
Bei der Besetzung des wichtigen Stützpunktes Coo im östlichen Mittelmeer versuchten die Engländer unser Unternehmen durch Fliegerangriffe zu stören.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Lehr (PBZ.) 2.





Ein abgeschossener englischer Flieger stürzt ins Meer.
Einheiten unserer Kriegsmarine machten den Einsatz feindlicher Flieger, die unsere Landungsoperationen stören wollten, unwirksam. Die Einnahme der stark befestigten Stützpunkte in der Ägäis durch deutsche Truppen hat der Welt wieder einmal gezeigt, daß zwischen Prahlereien und Tatsachen gewisse Unterschiede bestehen.



„... Da freute sich des Wiedersehens die ganze Kompanie ...“

KLEINKUNST WANDERT AN DIE FRONT

← Eine Spielgruppe ist angekommen.
Um die Vorstellung in einer abgelegenen Stellung zu ermöglichen, trägt der Spieß persönlich die Künstler und ihre Instrumente der Reihe nach durch den Schlamm.



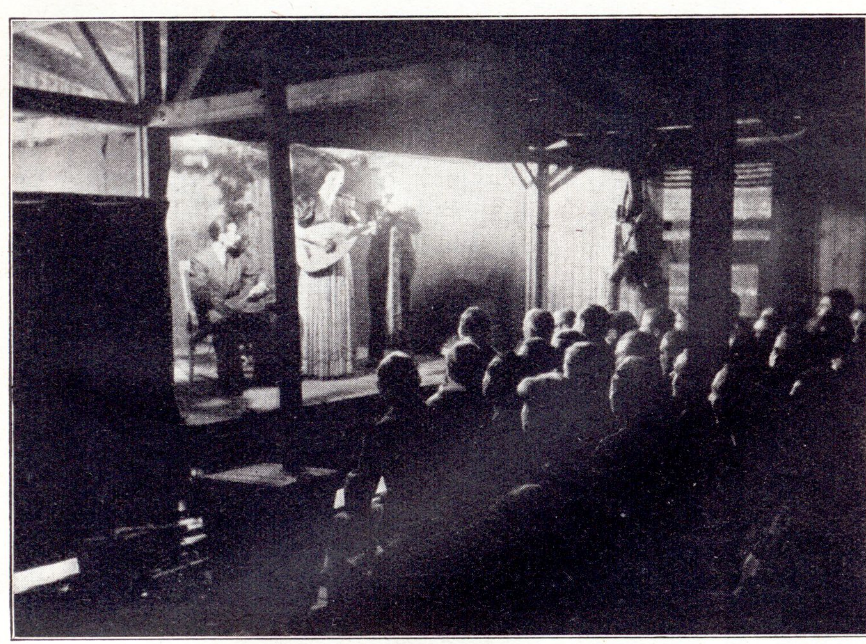
Familientreffen am „A. d. W.“.
Drei in Zivil, einer in Uniform; der Soldat ist der Jüngste der künstlerisch veranlagten Familie, er bläst die Okarina.

Die Frau eines Schriftstellers hat sich zur Truppenbetreuung gemeldet.
Nach der Vorstellung Fortsetzung im Freien; auf schmalen Knüppeldämmen geht es von Bunker zu Bunker, und jede Gruppe bekommt ihr Extraständchen.



Musikunterricht an der Front.
Vater Sch. hat den Weltkrieg mitgemacht; seine 68 Jahre hindern ihn nicht, auf seine Art an der Ostfront mitzutun.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Kurt Roth (3), Schmidt-Scheeder (HH.) 6.





Vater, Sohn und Tochter an der Wolchowfront.

Ein Schnappschuß, von dem die Familie noch nichts ahnte. Zwei Petroleumlampen beleuchten die primitive Bühne in der Holzbaracke dicht hinter dem Bataillonsgefechtsstand; unter den Soldaten sitzt der Jüngste der Familie, der diese Aufnahme gemacht hat. Bild oben rechts: wie sie lachen!



Der Unteroffizier Fred und seine Frau.

Irgendwo am Wolchow ist die Stellung seiner Art.-Abteilung; seine Frau Lu, die im Auftrag von KdF. den Soldaten vorsingt, gab kürzlich auch beim Truppenteil ihres Mannes ein Gastspiel.



„. . . Es geht alles vorüber . . .“

Frau Lu während eines musikalischen Vortrags.



Ein nicht alltäglicher Abschied.

Keiner unter den Kameraden wird dem Unteroffizier die frohen Stunden mißgönnt haben.

Im Keller wird weiterverkauft!

Das Haus ist ausgebrannt – aber der Kundenverkehr ist wiederaufgenommen



Es stehen nur noch die Mauern dieses großen Textilwarenhauses im Herzen Berlins, dessen Warenbestände durch tapferen Einsatz der Gefolgschaftsmitglieder zum Teil geborgen wurde.



Die Glasfußböden hängen in Tropfen. Unter der furchtbaren Glut des Brandes, der das große Geschäftshaus heimsuchte, schmolzen die Decken der Lichtschächte.



Ernst Graf zu Reventlow

18. 8. 1869 — 20. 11. 1943.

Der in Husum geborene nationalsozialistische Politiker nahm 1900 als Kapitänleutnant der Kaiserlichen Marine seinen Abschied, um sich politischen Aufgaben zu widmen. Sein 1906 erschienenes Buch „Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner", in dem er unerschrocken die Schädlingsarbeit der Hofkamarilla und die Schwächen des Kaisers brandmarkte, rief ungeheures Aufsehen hervor. Seit 1909 schrieb er seine sehr stark, besonders in England, beachteten Leitartikel für die „Deutsche Tageszeitung", in denen er mit seiner ganzen Autorität auf England als den Todfeind Deutschlands hinwies. Nach dem Novemberverrat zählte Graf Reventlow zu den völkischen Führern und gehörte seit 1927 der NSDAP., seit 1928 ihr als MdR. an. Seine Reden ebenso wie seine Artikel, die (seit 1920) in der von ihm begründeten Zeitschrift „Der Reichswart" erschienen, waren gewürzt mit einem schneidenden Sarkasmus, der die Gegner geradezu entwaffnete.

Aufnahme: Madeline Winkler



In den alten Kellergewölben geht der Verkauf weiter.
Hat auch der Bombenterror der Briten im Zentrum der Reichshauptstadt große Verwüstungen verursacht, so sind die Berliner doch mit ungebrochenem Mut an die Wiederaufnahme ihrer Arbeit gegangen.

Aufnahme: Transocean (3).

A. EY:

„Henny Penny“ und andere Dollarhyänen um Roosevelt

DIE LEUTE UM BETT UND KAMIN DES USA.-PRÄSIDENTEN

(Schluß.)

Die großen diplomatischen Vertretungen müssen alle mit millionenschweren Parteigängern besetzt werden, die amerikanische Berufsdiplomatie bringt es fast nie zu mehr als einem Konsulat; die Sondergesandten Roosevelts in Afrika, im Nahen Osten, in den britischen Dominions werden aus dem Geheimfonds besoldet und können nach Bedarf Hunderttausende anfordern und ausgeben.

Für die armen Größen des Systems, nicht wiedergewählte Senatoren, Schwestermänner der engeren Umgebung des Präsidenten und andere verdiente Leute, die wie die sprichwörtlichen Propheten außer Landes gehen mußten, um ein Ansehen zu genießen, stehen aber nur die kleinen Vertretungen der USA. in Mittel- und Südamerika zur Verfügung. Gesandtenposten mit 12 000 Dollar Gehalt im Jahr und keinem Cent Repräsentationsgelder. Die Inhaber dieser Posten aber gingen buchstäblich betteln. Man hatte sich im Außenamt schon fast entschlossen, die nach Zivilvertrag dauernd angestellten Berufsdiplomaten in diese Stellungen aufrücken zu lassen, als die Erste Lady des Landes auf einen trefflichen Ausweg verfiel, den sie dem Präsidenten vorschlug: Ein Botschafter der USA. bezieht 36 000 Dollar im Jahr. Für die Posten in London, Madrid und früher in Paris und Rom ist das zwar auch nur ein Unkostenbeitrag, aber für die kleinen mittelamerikanischen Hauptstädte immerhin eine auskömmliche Summe. Warum werden also, so folgerte Frau Roosevelt, nicht unsere Gesandtschaften in den Bananenrepubliken zu Botschaften erhoben?

Mit einem Federstrich vollzog der Präsident diese Umwandlung. Über Nacht wurden in Guatemala, Nicaragua, Costa Rica, Honduras, San Salvador und den beiden Negerrepubliken auf der Insel Haiti die USA.-Gesandtschaften in Botschaften verwandelt. Sieben begehrenswerte Posten mehr standen dem Präsidenten zur Verfügung. Die Reisetätigkeit in Kriegsausweitungen war jetzt auch für die offiziellen Vertreter ein lohnendes Geschäft geworden.

Das Unterrockkabinett im Weißen Haus aber hatte einen neuen Erfolg zu buchen

X.
Das Unterrockkabinett

Frühjahr 1939. Der Madison Square Garden in Neuyork steht im Zeichen einer Massenversammlung, wie sie dieser gewaltige Saalbau selten gesehen hat. Der Amerikadeutsche Bund hat sie einberufen, und die fast eine Million starke volksdeutsche Bevölkerung der Riesenstadt am Hudson ist dem Appell in kaum absehbaren Scharen gefolgt. Dicht gedrängt stehen die Massen vor den Eingängen, Auto an Auto reiht sich in den Seitenstraßen auf. Zündende Marschmusik dringt durch die offenen Türen, und in dem taghell erleuchteten Vestibül versuchen die Ordner der Menge den Weg in den Saal offen zu halten. Das Sternenbanner ist breit über die Saaltüren ausgespannt, von den Lippen der Herbeiströmenden hört man mehr englische als deutsche Laute, und in Gesichtsprägung und Kleidung unterscheiden sich die Besucher kaum von einer durchschnittlichen Neuyorker Volksmenge. Oder doch!? Es fällt auf, daß man keine Juden sieht. Keine Juden in Neuyork, wo jeder dritte Einwohner ein Jude ist!



Zwei „junge Leute“ Roosevelts: Juden! Auslandspresse.
Mordecai Ezekiel (links) und Louis H. Bean, deren sich der Präsident als Krücken bedient: sie helfen ihm seine Reden abfassen.

Nur hin und wieder drängen sich laut schwatzend Männer mit herausforderndem Benehmen durch die Menge, denen das Hebräertum ins fahle Gesicht geschrieben ist. Vertreter der Zeitungen.

Und als kurz vor Beginn der Riesenversammlung eine Abteilung Polizisten sich grinsend in den Saal drängt, da sieht man, daß auch sie alle Juden sind, eine kleine anzügliche Aufmerksamkeit des Bürgermeisters La Guardia.

Der Saal ist schon eine halbe Stunde vor Beginn der Kundgebung gedrängt voll. Als der erste Redner des Abends die Tribüne betritt, müssen die Türen vor den noch immer nachdrängenden Massen geschlossen werden. Er spricht englisch. Er spricht überwiegend zu Amerikadeutschen in der zweiten und dritten Generation, Menschen, die die Sprache ihrer Väter fast verlernt haben und sich ihres Blutes erst wieder durch den gewaltigen Aufbruch in der alten Heimat bewußt geworden sind. Er spricht ruhig und sachlich. Von der Pflicht der amerikadeutschen Bürger gegen ihren Staat, aber auch von dem Recht, sich ihres deutschen Volkstums bewußt zu bleiben. In lautloser Stille nehmen die nach Tausenden zählenden Massen die Worte entgegen. Da tönt ein gellender Pfiff durch den Raum, ein schrilles, irrsinniges Lachen unterbricht den Redner. Am Pressetisch erhebt sich eine korpulente Frauengestalt mittleren Alters mit haßverzerrten Zügen unter dem glatten, graublonden Haar, deren in Fettpolstern liegende blaue Augen tückisch und herausfordernd um sich blicken.

„Ruhe!“ braust es ihr wie ein Orkan entgegen. Ordner des Bundes gehen mit undurchdringlichen Gesichtern auf den Pressetisch zu und nehmen hinter dem weiblichen Störenfried gelassen Aufstellung. Aber da drängen sich die Polizisten heran, schieben die Ordner beiseite und gruppieren sich um die Presseplätze wie eine höhnisch grinsende Schutzgarde des Rowdytums.

Das Frauenzimmer spuckt nach der Rednertribüne hin aus, gellt etwas von „Hitler-Banditen“ in den Saal und verläßt dann, umgeben von der Polizei, triumphierend den Saal.

Wer war die Dame?

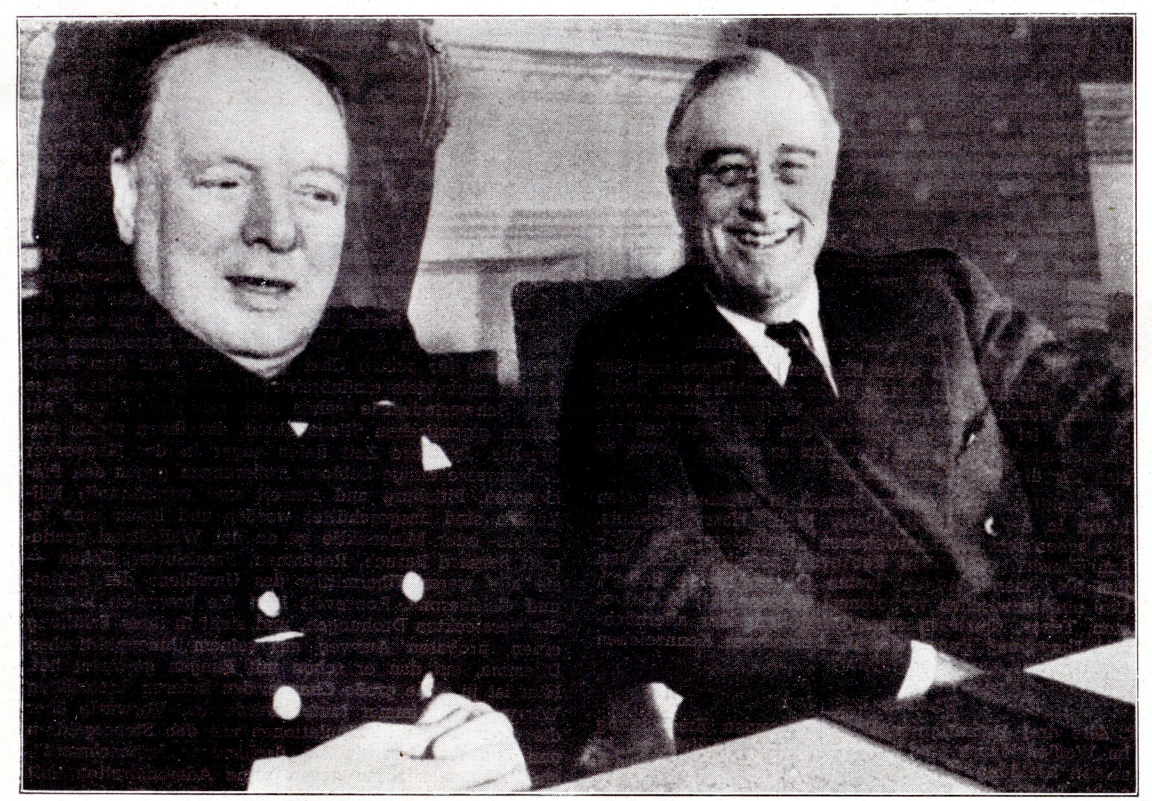
Diese Dame war Dorothy Thompson. Einst die Gattin des bekannten „Babbit“-Schriftstellers Sinclair Lewis, die Schulfreundin der Frau Roosevelt, der Liebling des Weißen Hauses und nach ihrem mehr amerikanischen als weiblichen Auftritt im Madison Square Garden von den amerikanischen Zeitungen zum „blauäugigen Tornado“ gestempelt.

Diese Dame Thompson, die sich kurz nach der Machtübernahme auch einige Zeit in Deutschland als Zeitungskorrespondentin aufhielt, gilt heute in den USA. als „Fachfrau für Nazifragen“, wie es einmal der Präsident selbst ausdrückte. Ihre Bedeutung liegt zum Teil darin, daß ihre Rubrik „on the Record“ — ein außenpolitisches Sammelsurium nach dem Modell der weiland Madame Tabouis — täglich von amerikanischen Zeitungen mit einer Auflage von 7 Millionen Exemplaren gedruckt wird, und daß man von ihren Radiovorträgen über dasselbe Thema allgemein sagt: „Sie kann lauter kreischen als John Lewis (der radikale Gewerkschaftsführer).“

Gefährlicher aber wird die blauäugige Megäre durch ihre enge Freundschaft zum Weißen Hause. Sie ist eines der führenden Mitglieder des berüchtigten „Unterrockkabinetts“. Es ist dies jene Teepunschversammlung, die Frau Roosevelt einmal in der Woche um sich vereint und in der, außer der Witwe des Präsidenten Wilson neben anderen auch die schöne Filmschauspielerin Joan Bennett als kleiner Augentrost zu sehen ist, die diese Tätigkeit als gute Reklame für ihre Filmkarriere wertet und die es mit ihren Kolleginnen in Hollywood fertig brachte, einige Millionen Unterschriften für eine „neue Unabhängigkeitserklärung“ zu sammeln, die mit den humoristischen Worten beginnt: „Wir klagen die Führer des Nazi-Deutschlands an, wie wir die Herrscher im Jahre 1776 anklagten, daß sie einen Plan verfolgen, um die ganze Welt unter einen absoluten Despotismus zu zwingen.“

Die Unterschriften wurden in der Weise gesammelt, daß Joan und ihre Kolleginnen — darunter Joan Crawford, Betty Davis und Myrna Loy — für jede Unterschrift ihre mit einem Namensstempel versehene Bildkarte im allerknappsten Badekostüm in Gegenrechnung gaben.

In Washington war man lange geneigt, das Unterrockkabinett als lächerliche Angelegenheit zu nehmen, seine mehr oder weniger schlechten Witze darüber zu machen und es als politisch harmlos hinzustellen. Neuerdings aber denkt man über diese Nebenregierung doch etwas anders. Man weiß, daß es viele Wege zum Ohr des Präsidenten gibt, daß man über Bernard Baruch und Samuel Rosenman viel im Weißen Haus erreichen



Zwei Schurken, denen das Lachen bald vergehen wird. Scherl Bilderdienst.
Der Juden-Präsident und sein Komplize Churchill bei einer ihrer häufigen Zusammenkünfte.

kann, daß ein Wort des Bundesoberrichters Felix Frankfurter einem manche Tür zum Kreml von Washington öffnet und ein vielnulliger Versicherungsabschluß mit Jimmy Roosevelt, dem Sohn des Präsidenten, einem gewiß nicht politisch schadet. Aber die „Nummer eins" in der Beeinflussung des Präsidenten ist seine Frau, jene „zähe Alte", wie sie ein Zeitungsmann nannte, der sie auf ihrer Tour nach England begleitete, die erste Lady des Landes, die auch dann noch das Ohr des Präsidenten hat, wenn das „Bettrand-Kabinett" noch nicht an seine Schlafzimmertür geklopft hat und die letzten Einbläser des Weißen Hauses, darunter auch Harry Hopkins, der „möblierte Herr" des Washingtoner Kremls, sich schon zurückgezogen haben.

Dorothy Thompson verfaßt keine Reden des Präsidenten, ja, sie hilft nicht einmal der Frau Roosevelt in der Abfassung ihrer entwaffnend banalen Indiskretionen aus dem Weißen Haus, die unter der Überschrift „Mein Tag mit dem Präsidenten" von ebensoviel Zeitungen täglich abgedruckt werden wie die Haßausbrüche des „blauäugigen Tornados". Es ist sogar möglich — und nach Angaben der „Washingtoner Post" durchaus wahrscheinlich —, daß zwischen Eleanor Roosevelt und Dorothy Thompson eine gewisse Rivalität besteht, die ja selbst auf dem Gebiete der Schundliteratur vorkommen soll. Einig sind sich aber diese Amazonen der Demokratie in ihrem maßlosen Haß gegen das neue Deutschland.

Für seinen Krieg ist dem Präsidenten das Unterrockkabinett unersetzlich. Die Frauen, die sich um den Teepunsch in Frau Roosevelts Salon versammeln, die mit ihren Zeitungsrubriken Millionen Amerikaner erreichen, üben ihren bedeutendsten Einfluß auf die zahllosen Frauenklubs der USA. aus.

Dafür, daß der Präsident ihren Anregungen Folge leistet, haben sie ihm eine Opposition mundtot gemacht, die ihm weit gefährlicher zu werden drohte als ein aufsässiger Senat, ein bockbeiniges Repräsentantenhaus oder ein Generalstreik in der Rüstungsindustrie. Sie haben mit ihren gellenden Stimmen die Proteste der amerikanischen Mütter übertönt, unter denen sich noch vor den Bomben auf Pearl Harbour eine Massenbewegung gegen die Einziehung ihrer Männer und Söhne herauskristallisieren wollte.

Sie wußten die Führerinnen dieser Bewegung gegen die sinnlose Vergeudung amerikanischen Blutes aufzuspüren, ihre gesellschaftliche Position, die der Amerikanerin über alles geht, durch die Witzeleien und Verunglimpfungen kleiner Klatschblätter, die sie in den großen Städten gründeten, zu erschüttern, und in vielen Fällen durch die allgewaltigen Regierungsapparate einen Druck auf die Ehemänner auszuüben, bis diese Opposition der Mütter erlahmte. Heute wirkt sie sich nur noch in verzweifelten Einzelaktionen aus, die oft genug mit einem Selbstmord enden und der immer gleichbleibenden Zeitungsphrase: „Das Motiv der Tat ist unbekannt" . . .

XI.

Ein-Dollar-Männer und Gewerkschafts-Millionäre

Als während des ersten Weltkrieges Präsident Wilson das System der „Ein-Dollar-Männer" einführte und Großfürsten der amerikanischen Schwerindustrie gegen ein nominelles Gehalt von einem Dollar im Jahr mit diktatorischen Vollmachten zu Zaren der Rüstungsproduktion erhob, da schüttelte der alte Pittsburger Stahlkönig Andrew Carnegie den grauen Kopf und sagte: „Ein tüchtiger Organisator mag in Kriegszeiten gut und gerne seine Million Dollar im Jahr wert sein. Mit einem Dollar im Jahr ist er aber zu teuer bezahlt . . ."

Carnegie kannte seine Schlotbarone. Er hatte Menschenkenntnis und Selbsterkenntnis genug, um genau zu wissen, daß die offiziellen „Ein-Dollar-Männer" aus ihren amtlichen Stellungen viele Millionen für sich und ihre Privatinteressen im Jahre ziehen und sich dann ihren kärglichen Dollarlohn als Mäntelchen der Entschuldigung umhängen würden.

Carnegie täuschte sich nicht. Nach dem ersten Weltkrieg hat ein Rattenschwanz von Senatsuntersuchungen den Beweis erbracht, daß kaum einer der Rüstungsdiktatoren seinen Posten selbstlos versah, daß die Schwabs aus Bethlehem, die Elsings aus Cleveland und die Donegals aus Birmingham bei der Auftragserteilung und der Preisfestsetzung ihre eigenen Fabriken und Werke der ihnen nahestehenden Interessengruppen exklusiv oder doch bevorzugt bedachten. Schon damals kam der Dollar gut ins Rollen, ging von Hand zu Hand, ließ überall einige Prozentchen kleben und hatte beim Waffenstillstand über viertausend neue Dollar-Millionäre geschaffen, von denen nicht wenige Regierungsämter mit einem Dollar Jahresgehalt ausfüllten oder die Vergebung von Kontrakten in Händen hatten.

Auf Grund dieser einträglichen Erfahrungen hat man auch vor dem Eintritt der USA. in den neuen Weltkrieg das alte System wieder eingeführt. Schon zu Beginn des Jahres 1939 wählte Roosevelt sich einen Rüstungsdiktator in Signius Wilhelm Poul Knudsen. Er war um die Jahrhundertwende als 20jähriger dänischer Emigrant in Neuyork gelandet und hatte es im Jahre 1936 zum Generaldirektor der General Motors Corporation gebracht, die bekannte Automarken herstellt, die Fordwerke überflügelte und im letzten Vorkriegsjahr über 6 Millionen Autos über das Fließband laufen ließ. Knudsen wurde, mit Vorschußlorbeeren reich bekränzt, in sein Amt eingeführt, zählte bald zu den Intimen des Weißen Hauses, denen der Präsident selbst den Cocktail mischt, und verstand es sehr schnell, aus dem nach Milliarden zählenden Rüstungsfonds einen guten Bruchteil für die General-Motors-Werke abzuzweigen, die sich allmählich auf Flugzeugproduktion umstellen sollten, zuerst aber ihren durch die Anforderungen des Laufsystems abgenutzten Maschinenbestand mit einer Bundesbewilligung von 300 Millionen Dollar modernisieren konnten.

Den leichten Unwillen, den dies Manöver bei der großen Wirtschaftszeitung „Fortune" hervorrief, besänftigte man durch den Hinweis, daß Herr Knudsen an dieser Transaktion auch nicht einen roten Cent persönlich verdient hätte, daß im Gegenteil der Millionensegen der Stahlindustrie der Arbeiterschaft und den Aktionären der General Motors zugute käme, daß er auf alle Fälle aber ein weit über den Geldwert hinausgehendes Rüstungspotential für die USA. bedeute. „Fortune" war geschlagen. Die General-Motors-Aktien stiegen nach Bekanntgabe dieser Bewilligung um 14 Dollar je 100 Dollar-Aktie. Wenn der Rüstungsdiktator Knudsen, der 83 000 dieser Aktien besitzt, durch die Börsenhausse über eine Million Dollar „verdiente", so war das eben ein kleiner Glücksfall, der sich nicht ändern ließ.

Diktatorenwechsel

Noch vor dem Eintritt der USA. in diesen Krieg fand ein Diktatorenwechsel an der inzwischen um neue Milliardenbewilligungen angeschwollenen Rüstungskrippe statt. Als neuer Rüstungszar tauchte in Washington Donald Nelson auf, der Direktor des großen Postversandhauses Sears-Roebuck in Chikago. Seine drei Kilo schweren Kataloge überschwemmen in jedem Frühjahr und Herbst das Land; sie bieten alle nur denkbaren Gegenstände an, vom Hosenknopf bis zum 100-PS-Mähdrescher. Nelson hat viel Ähnlichkeit mit seinem Vorgänger, der sich wieder den durch Bundesmillionen erneuerten General-Motors-Werken widmete. Auch er stammt von skandinavischen Eltern ab, auch er ist der „Boss" von Tausenden von Angestellten gewesen, er gilt genau wie Knudsen als Rauhbein im Verkehr mit seinen Arbeitern und als ausgesprochener Bürokratenfeind. Das zeigt sich besonders in seiner stillen Feindschaft gegen die militärischen Mitglieder der amerikanischen Rüstungskommission, vor allem gegen Generalleutnant Burke Somervell und General Johnson. Männer, die sich zwar nicht mit einem Dollar Gehalt im Jahr begnügen, dafür aber auch keine Privatinteressen haben, die durch Rüstungsaufträge erfreut werden können.

Desto besser aber harmoniert Nelson mit der Wall-Street. Aus den Kreisen um die Bankfirma Dillon & Read hat er sich in der Person von Robert Patterson einen Assistenten herangezogen, der ihm und den von ihm vertretenen Privatinteressen, vor allem den Konservenfirmen Amour und Swift, dadurch besonders wertvoll ist, daß Patterson durch Roosevelt gleichzeitig zum Unterstaatssekretär im Kriegsministerium ernannt wurde, wo ihm die Versorgung des Heeres mit Lebensmitteln untersteht.

Die kleinen Einkommen

Es ist kein Wunder, daß um die besten Ein-Dollar-Posten unterirdische Kriege geführt werden, von denen man oft als vom „Kampf in Washington" spricht. Die Bergwerke, die Stahl-, die Schiffahrtsinteressen versuchen auch einmal einen ihrer Männer auf einen der so kärglich besoldeten und doch so einträglichen Posten zu bringen. Deshalb kommt die Kritik an den Maßnahmen der Rüstungsorganisation fast nur aus diesen Fachkreisen. Aus den Kreisen der amerikanischen Arbeiterschaft sind bisher kaum Proteste gegen die Verschleuderung des Volksvermögens und die einseitige Bevorzugung einzelner Industriekartelle laut geworden. Betrachtet man aber die Führer der amerikanischen Gewerkschaften etwas näher, so wird auch das verständlich. Denn selbst der radikale Gewerkschaftspapst, John L. Lewis, der sich gern das Mäntelchen des Revolutionärs umhängt und sich selbst als den „roten Napoleon" bezeichnet, der Erfinder des Sitzstreiks war und vor einigen Jahren beim Generalstreik in Detroit Roosevelt zu einer Drohung gegen Arbeitswillige wegen Landfriedensbruchs veranlaßte, zählt nicht zu den Enterbten dieser Erde. Als Präsident der Bergarbeitergewerkschaft bezieht er ein Jahresgehalt von 25 000 Dollar. Außerdem aber bewilligte ihm die Gewerkschaft Spesen in Höhe von 65 786 Dollar, wie es ihm ein Kenner des amerikanischen Gewerkschaftsbetriebes, C. L. Sulzberger, kürzlich in der „Saturday Evening Post" in Dollars und Cents vorrechnete. Diese enormen Spesen braucht der Arbeitsführer und Favorit des Weißen Hauses schon deshalb, weil er seine Reisen in die Elendsbezirke der Kohlenpötte von Pennsylvania und Westvirginia nur im Salonwagen seines Sonderzuges unternimmt, weil er stets von drei Sekretärinnen auf der Reise begleitet ist und einen eigenen Küchenwagen und Koch mit sich führt.

Damit ist aber das Einkommen dieses Mannes noch nicht vollständig. Ein großes Vortragsunternehmen, das Chautauqua Institut, zahlte ihm 35 000 Dollar für drei Vorträge, eine Zigarettenfirma ergänzte den Jahresetat dieses Arbeitsführers durch einen Scheck über 1200 Dollar in der Woche für Radioreklame, und in dem Soldbuch des Geheimfonds des Weißen Hauses rangiert der Name John L. Lewis an einer der ersten Stellen. Sein offizielles Gehalt als Mitglied des Arbeiterausschusses für Kriegsanstrengungen ist nicht bekannt. Es beträgt aber sicherlich mehr als einen Dollar.

XII.

Harry Hopkins — der Paradeprolet

„Man sieht ihn zu allen Stunden des Tages und der Nacht, bekleidet mit einem alten zerschlissenen Bademantel, durch die Korridore des Weißen Hauses wandeln. Er ist der erste Mensch, den der Präsident am Morgen sieht, der letzte, mit dem er spricht, bevor er sich für die Nacht zurückzieht."

So schildert nach einem Besuch in Washington Don Iddon in der Londoner „Daily Mail" Harry Hopkins, den schon fast sagenumwobenen „Einlogierer des Weißen Hauses". Präsident Roosevelt selbst spricht von ihm als „meine Augen, meine Ohren, meine Beine". Und ein (inzwischen verbotenes) Wochenblatt in Galveston, Texas, führte in einer Darstellung der allernächsten Umgebung Roosevelts als besonderes Kennzeichen für Hopkins an: „Kein Jude!"

Wirklich kein Jude!

Alle drei Definitionen dieser seltsamen Erscheinung im Weißen Hause sind zutreffend. Hopkins liebt es, in seiner Kleidung eine gemachte Nachlässigkeit, wenn nicht Schäbigkeit zu betonen, er hat in besonderem Auftrag des Präsidenten Reisen nach London, dem Nahen Osten und Moskau unternommen, und der Sohn des kleinen Sattlers aus dem Staate Iowa, dessen Mutter eine geborene Schmidt war, ist ganz gewiß kein Jude. Das hielt ihn aber nicht davon ab, nach seiner Übersiedlung aus dem Weizenstaat nach Neuyork bei dem Wall-Street-Magnaten Jesse Isidore Strauß zu antichambrieren, bis dieser endlich den jungen Mann für eine seiner Reklamewohlfahrtsunternehmungen — „Vereinigung zur Linderung der Not der Armen", Ehrenpräsident: Jesse I. Strauß — mit dem kläglichen Gehalt von ganzen 40 Dollar im Monat anstellte.

Herr Hopkins ließ sich aber durch sehr betont proletarisches Äußeres auch nicht hindern, einen Kurierklipper auf den kostspieligen 12 000 Kilometer langen Flug nach Washington zu schicken, als er plötzlich in Moskau entdeckte, daß er seine Magenpillen vergessen hatte und er der Wirkung des ihm angebotenen bolschewistischen Ersatzmittels nicht recht traute. Sein Magenleiden — schon sein Gesichtsausdruck verrät den Verdauungskranken — verhinderte seine militärische Teilnahme am ersten Weltkriege. Er wurde als Soldat zurückgewiesen und fand dafür ein Betätigungsfeld beim amerikanischen Roten Kreuz, das ihm manche Erwähnung in der Presse und manche Bekanntschaft mit Politikern und reichen „Wohltätern" aus den Kreisen der Rüstungsindustrie einbrachte.

Hopkins wurde nun selbst Politiker. Als Direktor der Neuyorker Tuberkulosebekämpfung kam er in Berührung mit Roosevelt, der damals als Gouverneur des Staates Neuyork amtierte. Auf Roosevelts Anfrage bei Tammany Hall, der demokratischen Stadtorganisation von Neuyork, nach den Fähigkeiten Hopkins' wurde ihm der Bescheid: „Er weiß 1000 Dollar Unterstützungsgelder so zu strecken, daß sie die meisten Wahlstimmen bringen."

Diesen Mann konnte Roosevelt gebrauchen. Kurze Zeit nachdem er die Präsidentschaft der USA. übernommen hatte, finden wir deshalb Hopkins, den der neue Präsident oft lachend seinen „Parade-Proletarier" nannte, als Großalmosenier des Weißen Hauses wieder. Ohne offizielle Stellung überließ ihm Roosevelt die Verwaltung und Verteilung seines Verfügungsfonds von fast 4 Milliarden Dollar, den ein Panikkongreß dem Präsidenten bewilligt hatte, um die „Wirtschaft wieder anzukurbeln und das Elend der Arbeitslosigkeit zu lindern".

Hopkins führte den Auftrag mit Energie aus. Er umgab sich mit einem gewaltigen Stab von Mitarbeitern, so daß zeitweilig sein Büro das kopfreichste der Bundeshauptstadt war. Er führte die Rotationspresse für den Scheckdruck ein, verteilte Millionen von Unterstützungsschecks über das Land und war dabei sehr besorgt, jede politische Organisation der einzelnen Bundesstaaten auszuschalten und jeden Empfänger wissen zu lassen, daß nur ein einziger Mann diese goldenen Eier legen konnte: Sein Chef Franklin Delano Roosevelt.

Daneben organisierte er überstürzte Notstandsarbeiten, brachte 4 Millionen Arbeitslose in eine unproduktive Beschäftigung, errichtete Filialen in allen größeren Städten, die gleichzeitig als Wahlbüros für Roosevelts Wiederwahl fungierten, und schuf eine „politische Maschine", die bald an Einfluß mächtiger war als die der beiden alten politischen Parteien.

Hopkins war jetzt der ungekrönte König eines Geisterstaates von Wohlfahrtsempfängern und hielt es dann für angebracht, sich eine neue Königin zu wählen. Er ließ sich von der einfachen Farmertochter aus Iowa, die ihm zwei Söhne geschenkt hatte, scheiden und heiratete die schöne und abenteuerumwitterte Barbara Duncan aus Baltimore. Zu seiner Trauung in Washington erschien Roosevelts „Paradeproletarier" in ungebügelten Hosen, abgetragenen Stiefeln und ohne Schlips, aber er führte seine neue Braut in ein palaisartiges Stadthaus, das ihn über eine Viertelmillion Dollar gekostet hatte. Man sieht, Hopkins wußte zu sparen. Inzwischen sind seine Hosen immer noch nicht gebügelt, seine Stiefel immer noch ungeputzt und abgetreten, aber er hat dem Stadthaus einen Landsitz am Hudson im Werte von 300 000 Dollar hinzugefügt, obwohl er selbst fast ständig als „möblierter Herr" die Gastfreundschaft und den Tisch des Weißen Hauses in Anspruch nimmt.

Hopkins' Verdienst

Seine Tätigkeit verschaffte Roosevelt im Jahre 1930 eine in der amerikanischen Geschichte einzigartige Mehrheit für seine Wiederwahl. Hopkins hatte aus der Demokratischen Partei die Rooseveltpartei gemacht, die Massen der von der Wirtschaftskrisis betroffenen Bevölkerung für seinen Chef gewonnen, aber dem Präsidenten auch viele einflußreiche Kreise entfremdet. Börse und Schwerindustrie sahen mit scheelen Augen auf diesen gigantischen Stimmenkauf, der ihnen nichts einbrachte. In diese Zeit fielen sogar in der Neuyorker Judenpresse einige lieblose Äußerungen gegen den Präsidenten. Pittsburg und Detroit sind verschnupft; Milliarden sind ausgeschüttet worden und kaum eine Industrie- oder Minenaktie ist an der Wall-Street gestiegen! Bernard Baruch, Rosenman, Frankfurter, Cohen — sie alle waren Übermittler des Unwillens der Schlot- und Geldbarone. Roosevelt hört die bewegten Klagen, die versteckten Drohungen, und sieht in ihrer Erfüllung einen probaten Ausweg aus seinem innenpolitischen Dilemma, auf den er schon mit Bangen gewartet hat. Hier ist ja seine große Chance, den inneren finanziellen Wirrwarr, die immer lauter werdenden Vorwürfe über die gigantischen Manipulationen mit den Steuergeldern und den Anleihen, ja ein drohendes „Impeachment", ein Anklageverfahren gegen seine Administration, mit einem Schlage gegenstandslos zu machen. Die Losungswort lautet: „USA. in Kriegsgefahr!", das Gebot der Stunde: „Aufrüstung ohne Rücksicht auf die Kosten!"

Jetzt braucht er nicht mehr zu befürchten, daß Ankläger gegen seine innere Mißwirtschaft aufstehen. Sobald die Rüstungswalze angekurbelt ist, kann er sie durch das eine Wort „Landesverräter" mundtot machen. Und die Schwerindustrie und die Wall-Street, die Carnegies in Pittsburg, die Duponts in Connecticut, die Morgans und die Baruchs in Neuyork sollen zufrieden sein. Die verelendete. Masse hat ihren „hand out", ihren Betteldollar, erhalten. Jetzt soll der goldene Strom von Washington in die Büros der Börsenmakler, die Bankkonten der Stahlwerke, in die Kassenschränke der Pulverfabriken fließen.

Roosevelt spricht mit Hopkins. Der „Paradeproletarier" macht ein leidendes Gesicht und sagt an diesem Abend sein Pokerspiel im „Red-Heart"-Klub ab, wo er um dreistellige Einsätze zu spielen liebt. Bis weit nach Mitternacht — es ist im Oktober 1937 — dauert nach Angaben der „Chicago Tribune" das Gespräch zwischen Roosevelt und Hopkins, immer wieder unterbrochen durch Ferngespräche nach Neuyork, nach Pittsburg, Cleveland und Detroit. Noch in der Nacht gehen Telegramme fort mit dem Wortlaut: „Der Präsident der USA. würde glücklich sein, Ihren Besuch im Weißen Hause zu empfangen."

Drei Tage später sitzt im Kabinettssaal des Weißen Hauses die unheilige Allianz zusammen, die mit ihren leisen Stimmen, getuschelten Bemerkungen und beredtem Stillschweigen den zweiten Weltkrieg ins Rollen bringt. Sie sind alle zugegen, Baruch, Frankfurter, Rosenman und Sol Bloom vom Auswärtigen Ausschuß des Kongresses, John L. Lewis, der Führer der CIO-Gewerkschaften, Coleman Dupont von den großen Pulverwerken, der damalige Vizepräsident Wallace und Harry Hopkins mit den leidenden Zügen des Magenkranken und den nervösen Händen des Pokerspielers. Die Lunte zum Pulverfaß, das den zweiten Weltkrieg entfesseln soll, ist gelegt.

Wenige Tage später schreibt Samuel Rosenman für den Präsidenten die „Quarantänerede" gegen die autoritären Nationen. Im Innern bremst man den Scheckregen ab, nach außen läuft die Kriegshetze auf vollen Touren. Ein gekaufter und in Panikstimmung versetzter Kongreß bewilligt neue Milliarden. Die Kurse der Rüstungsindustrie steigen sprunghaft. Die Wehrpflicht holt einen Teil der Arbeitslosen in die Trainingslager, die Rüstungsindustrie nimmt einen weiteren Teil auf. Eine künstliche Hausse, erzeugt aus Furcht und Hetze, läuft über das Land.

Viele haben in diesen Zeiten Hopkins aufgegeben, aber der Präsident konnte seine „Ohren, seine Augen, seine Füße" nicht entbehren. Der „Paradeproletarier" des Weißen Hauses wird nach Ausbruch des Krieges in Europa Unterstaatssekretär im Handelsministerium, bis er im Herbst 1940 diesen Posten an Jesse Jones abtritt. Er reist für Roosevelt nach London, nach Moskau, erhält darauf eine Stellung als Sekretär im Obersten Kriegsrat und kommt schließlich wieder zum Verfügungsrecht über neue Milliardenbeträge, als ihm Roosevelt die Aufsicht über das Pacht- und Leihgesetz übergibt.

Das ist der seltsame „möblierte Herr des Weißen Hauses": Ein magenkranker Pokerspieler, die Augen, Ohren und Füße des Präsidenten und als besonderes Kennzeichen für die nähere Umgebung Roosevelts: Kein Jude . . . ENDE.

Humor

„Welchem Umstande schreiben Sie Ihre bemerkenswerte Rüstigkeit in Ihrem hohen Alter zu?" frägt der Zeitungsberichter den Hundertfünfjährigen des Gebirgsdorfes.

„Ja, wissen Sie — wie ich auf die Welt kommen bin, hat's noch gar keine Bazillen gegeben. Die sind erst später entdeckt worden und ham mich deswegen nimmer erwischt!"

*

„Mein Hund ist ein kluges Tier!"

„Das habe ich auch schon gemerkt. Jedesmal, wenn Sie schießen, versteckt er sich hinter einem Baum!"

*

„Die Ehe", sagte der Dichter, „ist der Hafen, in welchem sich zwei Schiffe des Lebensmeeres treffen!"

„Hm . . .", meinte der Freund, „dann muß ich ein Kriegsschiff getroffen haben!"

*

Man sprach über die Anpassungsfähigkeit der Tiere.

„Freilich", meinte der Förster lächelnd, „man sollte es kaum glauben, aber, wie Sie wissen, habe ich meinen Dackel und meine Katze. Die leben nun nicht etwa wie Katz' und Hund' zusammen, wie man immer so sagt; nein, durch das innige Zusammenleben ist es so weit gekommen, daß der Hund miaut und die Katze bellt!"

„Ja, wir Menschen! Was sind wir eigentlich?! Woher kommen wir, und wohin gehen wir?!"

„Ich für mein Teil, ich bin Straßenbahnschaffner. Wir kommen vom Bahnhof und fahren nach Berg am Laim!"

*

Max und Emma wanderten durch den herbstlichen Wald.

Emma wartete auf ein gutes Wort. Max aber verzog nur von Zeit zu Zeit das Gesicht.

Schließlich seufzte Max: „Fräulein Emma, gestatten Sie mir eine offene Frage?"

„Nur zu, nur zu!"

Und Max seufzte noch einmal: „Wissen Sie kein Mittel gegen Hühneraugen?"

*

Ein Herr begegnet einer hübschen jungen Dame mit einer Mappe in der Hand und spricht sie an: „Ich sehe Sie mit einer Mappe, gnädiges Fräulein. Ist die Frage erlaubt, ob Sie musikalisch sind? Singen Sie vielleicht?"

„Ja. Was soll das?"

„Oh, ich würde Sie so sehr gern begleiten."

*

„Ich muß morgen mit dem ersten Zug fort. Ist um 5 Uhr schon jemand im Hotel auf?"

„Nein, mein Herr, aber Sie können das Trinkgeld einfach auf den Tisch beim Eingang legen!"

„Ich habe nicht gesagt, daß Lehmann trinkt! Ich habe lediglich geäußert, wenn ich ein Kasten Bier wäre, dann möchte ich nicht mit Lehmann alleine sein!"

*

„Ich habe diesen Löwen in Südafrika geschossen! Unter uns gesagt, es war ein wilder Kampf, es gab nur eine Wahl, er oder ich!"

„Da haben Sie recht, ich könnte mir Sie auch nicht gut als Bettvorleger vorstellen!"

*

Die gute Mutter sagte zum guten Vater: „Der Junge wird dir auch von Tag zu Tag ähnlicher!"

Der gute Vater erschrak: „Was hat er denn wieder angestellt?"

*

„Den Knopf hättest du mir aber auch schon an die Hose nähen können!"

„Wollte ich auch heute morgen, aber da war mir nicht so recht. Abgesehen davon, was ist dir eigentlich wichtiger, deine Frau oder deine Hose?"

„Wenn du's so genau wissen willst: Ohne Frau kann ich überall hingehen..."

*

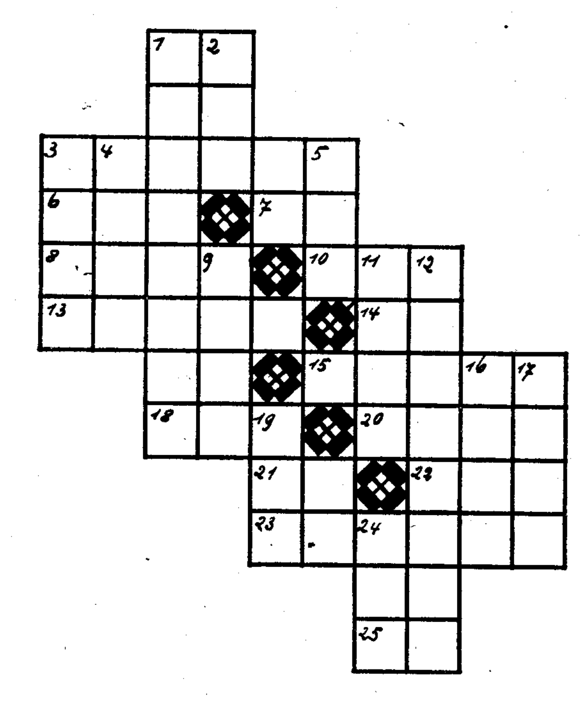
„Du, Männe, der Mann da über uns verdient ein Heidengeld. Alles Schweigegelder!"

„Nanu!"

„Er stellt Säuglingsschnuller her."

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Fluß in Italien, 3. italienische Hafenstadt, 6. Sorte, 7. griech. Sagengestalt, 8. nord. Männername, 10. Bodensenkung, 13. Mittel gegen Rheuma, 14. japan. Wegmaß, 15. Nebenfluß des Rheins, 18. Senkblei, 20. Kamin, 21. sibirischer Strom, 22. Göttin, 23. Partie beim Bridge, 25. Umstandswort. Senkrecht: 1. europäisches Land, 2. Gedichtart, 3. Feingefühl, 4. Fluß in Italien, 5. gestorben, 9. Fluß in Spanien, 11. Pflanze, 12. europäische Hauptstadt, 16. ital. Fürstengeschlecht, 17. inhaltlos, 19. Eingang, 24. Bucht.

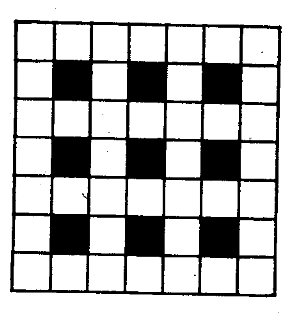
Silbenrätsel

Aus den Silben: a — a — an — as — be — ber — bi — bon — de — dent — di — di — e — e — e — e — eb — ei — em — fel — gis — go — go — gon — halb — is — im — in — jau — jekt — ka — kim — ko — la — la — le — le — ling — lis — ma — me — mi — mond — mus — na — na — nar — nat — ne — no — ob — port — ri — sa — sa — sach — saib — sche — se — se — sen — te — ti — tiz — va — ve — zen — zer sind 24 Wörter zu bilden, deren erste und vorletzte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch des Turnvaters Jahn ergeben.

1. Arbeitsgebiet, 2. Vorfahre, 3. Lachsart, 4. islam. Symbol, 5. Selbstsucht, 6. Einfuhr, 7. gesetzgebende Versammlung, 8. männl. Vorname, 9. Staat der USA., 10. schriftliche Bemerkung, 11. Laubbaum, 12. Wurstsorte, 13. Zwischenmahlzeit, 14. deutsches Gebirge, 15. geometrischer Begriff, 16. Naturerscheinung, 17. Betäubung, 18. Spielart, 19. Gegenstand, 20. europ. Hauptstadt, 21. Visiereinschnitt, 22. weibl. Vorname, 23. deutsches Land, 24. Ankleideraum.

1 .... 13 ....
2 .... 14 ....
3 .... 15 ....
4 .... 16 ....
5 .... 17 ....
6 .... 18 ....
7 .... 19 ....
8 .... 20 ....
9 .... 21 ....
10 .... 22 ....
11 .... 23 ....
12 .... 24 ....

Viereck



Die Buchstaben: d e e e e e e e e e e e e e e f f f f f f i i i i l l p r r r r s s s s v v w sind so in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen.

1. Gewürz, 2. wichtiger Nahrungsstoff, 3. duftender Strauch, 4. Rücklage.

Silbenkreuz

1—2 Grenzfluß zwischen Schleswig und Holstein
1—3 Metall
1—6 Nadelholz
3—2 Rundfunkanlage
3—4 Gestalt aus dem „Fliegenden Holländer"
3—5 Börsenmakler
5—4 Brettspiel
5—6 Heilmittel

1	2
3	4
5	6

Lösungen der Rätsel:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Po, 3. Tarent, 6. Art, 7. Io, 8. Knut, 10. Tal, 13. Togal, 14. Li, 15. Mosel, 18. Lot, 20. Esse, 21. Ob, 22. Ate, 23. Rubber, 25. In. Senkrecht: 1. Portugal, 2. Ode, 3. Takt, 4. Arno, 5. tot, 9. Tajo, 11. Aloe, 12. Lissabon, 16. Este, 17. leer, 19. Tor, 24. Bai. ✱ **Silbenrätsel:** 1. Dezernat, 2. Aszendent, 3. Saibling, 4. Halbmond, 5. Egoismus, 6. Import, 7. Legislative, 8. Egon, 9. Indiana, 10. Notiz, 11. Eberesche, 12. Salami, 13. Jause, 14. Eifel, 15. Diagonale, 16. Ebbe, 17. Narkose, 18. Variante, 19. Objekt, 20. Lissabon, 21. Kimme, 22. Emma, 23. Sachsen, 24. Kabine. „Das Heil eines jeden Volkes kann nur von ihm selbst kommen." ✱ **Viereck:** 1. Pfeffer, 2. Eiweiß, 3. Flieder, 4. Reserve. ✱ EIDER, EISEN, EIBE, SENDER, SENTA, SENSAL, SALTA, SALBE.

SCHACH-BEOBACHTER

Berichtigung.

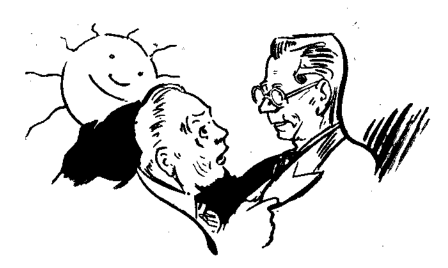
In der Partie in Folge 45 ist der 4. Zug nicht 4.0—0, sondern 4.Sg5.

„So sicher wie ..."

Sei nicht so mißtrauisch! Borg' mir die hundert Mark. Du bekommst sie am Ersten so sicher wieder, wie . . .

„So sicher, wie du dort die Sonne am Himmel siehst."

„Hm! Die Versicherung ist schwach, mein Lieber. Wenn ich dir daraufhin das Geld leihe, bekomme ich's gewiß nie wieder. Denn wir sehen die Sonne in Wirklichkeit ja gar nicht. Hör zu! Das Himmelsgestirn ist 150 Millionen Kilometer von der Erde entfernt. Bis die Strahlen aber diesen Weg durchmessen, vergehen 8 Minuten und 38 Sekunden. Währenddem nun eilt die Erde weiter auf ihrer Bahn, und die Sonne ist in Wahrheit bis dahin um das Doppelte ihres Durchmessers entfernt von jenem Punkt, an dem wir sie zu sehen glauben. Wir erblicken also eigentlich die Sonne gar nicht wirklich, sondern nur gewissermaßen ihr Gespenst. Hast du keine bessere Zusicherung?"



„So sicher also, wie Blut dicker ist als Wasser."

„Auch nicht ganz befriedigend. Wenn es noch so beschwörend klingt und gut gemeint ist. So seltsam es sich anhört: Alles Lebendige ist durchspült von der gleichen Flüssigkeit, der physiologischen Kochsalzlösung — Pflanze, Tier und Mensch. Und dieser Lebenssaft der Pflanze ebenso wie das Blutwasser sind identisch mit dem Meerwasser. Ihre Zusammensetzung stimmt auf Zehntelprozente überein, so, als ob alles Wachsende heute noch seine Herkunft aus dem Wässerigen dokumentieren wollte. Die dem Meer entstiegene Venus ist ein ewiges Gleichnis dafür. Du mußt schon eine kräftigere Beteuerung suchen."



„So sicher, wie am Äquator niemand erfrieren kann."

„Aha, die dampfenden Regenwälder Zentralafrikas und so weiter! Natürlich — aber gerade auf dem Äquator liegen auch die Ruwenzoriberge, und die heben ihre Häupter mehr als 5000 Meter hoch in die dünne Luft. Sie sind von Schnee und Gletschern gekrönt und mehr als ein Expeditionsbericht hat die Geschichte von Schwarzen mit nach Hause gebracht, die in der ungewohnten Kälte dort oben erfroren sind. Die Berge sind im übrigen erst seit 1932 völlig erforscht und man hat dort damals eines der merkwürdigsten Naturschutzgebiete eingetragen, den sogenannten Gorillaberg, auf dessen Hängen sich die großen Menschenaffen noch verhältnismäßig zahlreich tummeln. Wenn du aber nicht genau auf dem Äquator bestehen willst, so brauchst



du nur an einen anderen etwas südlicher liegenden, wohlbekannten Berg zu denken: den Kilimandscharo, dessen Eiskuppe einen ebenso bequemen Platz zum Erfrieren bietet. Die Eingeborenen schreiben diese ihnen seltsame Todesart einem riesigen weißen Elefanten zu, dem weißen Tod. Noch etwas?"

„So sicher dann, wie das Veilchen besser riecht als ein toter Fisch."

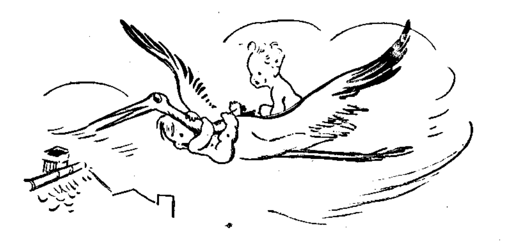
„Nun, wenn du schon absurd werden willst! Aber auch damit bist du hereingefallen und hast nicht mich, sondern dich an der Nase herumgeführt. Der herrlichste Veilchenduft, der uns aus einem der kostbaren Duftstofffläschchen entgegensteigt, ist aus der Leber geschlachteter Haifische hergestellt. Ähnlich wie das Ambra, der Grundstoff unserer wertvollsten Parfüms, aus toten Pottwalen geholt wird, deren Verwesungsduft die Luft kilometerweit verpestet. Oft zerplatzen diese trei-



benden Kadaver beim Einschlagen der Haken, und die zentnerschweren Fleischtrümmer zerschmettern die Schatzjäger. Ein wirklicher Schatz mag in solch einem übelriechenden Koloß zu finden sein — ein Klumpen Ambra, von dem das Kilo 30 000 Mark kostet, grauweiß, stinkend — aber doch die Quelle herrlicher Düfte. Es war wieder nichts. Bring' mir eine weniger anrüchige Bekräftigung!"

„So sicher, wie das Kinderkriegen nichts mit dem Storch zu tun hat."

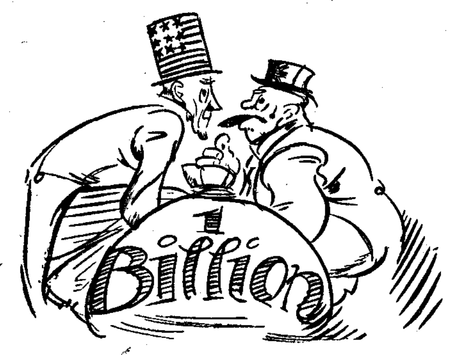
„Fein! Du wagst dich wirklich bis an die Grenzen des Möglichen. Aber auch hier kann ich dich nicht in unerschütterter Sicherheit lassen. Die jüngsten Ergebnisse der Vogelzugforschung stehen gegen die Fassung deiner Behauptung. Denn sieh, der Höchststand



der Geburten wird in unseren Gegenden dann erreicht, wenn die Störche im Mai von unseren Dächern in die Kamine gucken, und die Geburtenzahl strebt ihrem Tiefstand zu, wenn uns der weiße Herr Adebar im September-Oktober wieder verläßt. Beiden Erscheinungen liegt ein Übergeordnetes zugrunde, und der Volksmund hat schon recht, wenn er gemütvoll erzählt, daß der Storch und Kinderkriegen etwas miteinander zu tun haben. Denk nach, vielleicht findest du etwas Stichhaltigeres!"

„Nun denn, so sicher, wie 1 Billion = 1 Million Millionen ist."

„Daß du mich auch damit nicht fangen kannst, wirst du deutlich vor Augen geführt bekommen, wenn sich England und die Vereinigten Staaten um ihre gegenseitigen Kriegsschulden raufen werden. Wenn die in

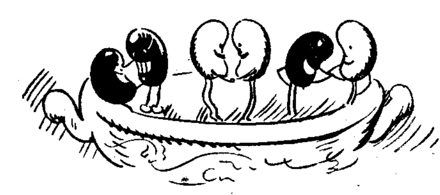


die Billionenhöhe kommen, müssen sich die beiden „Freunde" erst über den Begriff der Billion einigen. Denn in den USA. gelten schon 1000 Millionen als 1 Billion, während in Europa die Billion 1000mal mehr wert ist, wie du selbst weißt, nämlich 1 Million Millionen.

Ich sehe schon, du kommst durchaus nicht zurecht. Und ich muß dir zu meinem Nachteil auf die Sprünge helfen. Warum sagst du nicht:

So sicher wie der Zufall?

Ja, gewiß, so sicher wie das, was man für das Unsicherste auf der Welt hält. Seltsamerweise läßt sich die Sicherheit des Zufalls experimentell darstellen.



Buffon hat es uns gezeigt. Schütte 500 schwarze und 500 weiße Bohnenkerne in ein Gefäß und laß jemanden mit verbundenen Augen immer je ein Paar herausnehmen, bis die Schüssel leer ist. Vor deinen staunenden Augen wird die Person — vorausgesetzt, daß ihr die Geduld dazu habt — bei jedem Versuch mit verblüffender Regelmäßigkeit 125 Paar weiße, 125 Paar schwarze und 250 schwarz-weiß gemischte Paare herauslegen.

Versprich mir also, daß ich mein Geld so sicher bekomme, wie der Zufall hier waltet. Dann will ich dir's borgen und mich vertrauensvoll auf den Zufall verlassen, daß du mir's wieder geben wirst."

Wird einmal ein Wunder geschehen?

Nette Worte und eine schmissige Musik. Ein Lied ist fertig und findet den Weg in die Herzen von Millionen. Ich weiß — es wird einmal ein Wunder geschehen — — —.

Nun, wir haben nichts gegen Wunder, durchaus nichts. Aber wir glauben — im Gegensatz zu dem Lieddichter — nicht an Wunder, sondern verlassen uns lieber auf die sicherere Arbeit unserer Fäuste und unserer Gehirne. Und weil wir das tun, brauchen wir auch keine Wunder, die irgendwo und irgendwann mal geschehen werden. Wie leicht lassen sich Menschen von solchen Worten und von solchen Melodien einspinnen in eine passive Gemütsstimmung. Und das ist es, was wir vermeiden wollen. Und darum rücken wir dem Märchen vom Wunder mit gezückter Feder zu Leibe und verweisen es in seine ihm gebührenden Schranken, damit nicht jemand kommt und nun vielleicht die Hände in den Schoß legt und auf das versprochene Wunder wartet.

Wir deutschen Menschen sind sowieso noch viel zu wundergläubig, wir sehen alles mit einer rosagefärbten Brille duldsamer Entschuldigungen an, selbst dann noch, wenn wir längst hätten mit der Faust auf den Tisch hauen sollen. Wir glauben, weil wir selbst anständig sind, müßten es auch alle anderen Menschen sein, wir setzen voraus, daß das, was man uns erzählt, wahr sein muß, weil wir selbst Wahrheiten lieben, wir lassen uns von einer schönen Dekoration blenden und vergessen, daß hinter den Kulissen schon das Raubtier wartet, um uns zu zerfleischen.

Der deutsche Träumer ist ja in den letzten Jahren inzwischen erwacht und hat erkannt, daß mit Träumen, die übrigens oft sehr schön sein können, nichts gewonnen werden kann, sondern daß nur die Tat, und sie ausschließlich, unserem Leben Inhalt und Raum geben kann. Wo wären wir hingekommen, wenn unsere Führung beispielsweise auf das Wunder gewartet hätte, daß unsere Gegner von sich aus den Vertrag von Versailles als für das deutsche Volk untragbar erkannt hätten? Wir warteten noch heute auf das Wunder und hätten inzwischen unser blaues Wunder erleben können, was man sonst noch mit uns gemacht hätte. Und wohin wären wir gekommen, wenn wir selbst nicht unser Leben mit starker Hand geführt hätten, ohne auf das Wunder zu warten, das eines Tages mal geschehen wird, von dem wir aber nicht genau wissen, ob dieser Zeitpunkt noch während unseres Erdendaseins eintritt.

Und dann überhaupt, wozu brauchen wir Wunder? Sind wir nicht selbst als Menschen stark genug, uns unser Leben zu zwingen und uns den Platz zu erkämpfen, der uns zukommt?

Nur der Mensch, der sich aus eigener Kraft und aus eigenem Streben heraus sein Leben aufbaut und ausbaut, ist stark genug, sich einmal im Sturm des Lebens zu behaupten. Und nur der, der klar und nüchtern erkennt, daß alles von ihm und seiner eigenen Kraft abhängt, setzt sich schließlich durch. Der auf das Wunder wartende Träumer geht an seiner eigenen Träumerei zugrunde, ihm bleibt nichts als das Entsetzen darüber, daß er eines Tages einsehen muß, daß er selbst an seinem Schicksal schuldig wurde.

Es ist gut, daß wir heute ein Volk entschlossener Stärke sind. Wir vertrauen auf unsere Kraft und auf unsere Zähigkeit. Und wenn wir mit dieser Kraft und dieser Zähigkeit unser Leben aufgebaut haben und unserem Vaterland dienten, dann kann unseretwegen das Wunder auch noch geschehen, aber wir sind, wie schon gesagt, etwas mißtrauisch gegen Wunder. Wir sagen: ich weiß, daß wir es schaffen, auch ohne Wunder, die einmal geschehen werden.

Und darin liegt unsere Stärke. *K. W. M.*

EMERICH HUBER ZEICHNETE:

Da steckt doch 'was dahinter . .

VON LEUTEN DIE SICH ÜBER ANDERE GERN IHREN SCHÖNEN KOPF ZERBRECHEN . . .

„Sagense mal, Schulze, ist Ihnen eigentlich auch schon aufgefallen, daß der Kollege Düsebolt seit ein paar Wochen nicht mehr mit uns zur Haltestelle rechtsrum geht wie früher, sondern abends immer gleich nach links abschwirrt, wie? Wissense, da steckt irgendwas dahinter . . ."

— UND WENN DER KOHLENFRITZE MIT SEINEM PFERD KOMMT SCHIESSTE GLEICH 'NE LEUCHTKUGEL!

„Nee, da könn'nse jetz' nich rein — die Winklern is zum Diktat beim Chef — reichlich lange übrigens wieder — wie meistens in letzter Zeit — na, S i e haben natürlich noch nischt bemerkt!! Aber w i r hier — wir sind ja nich grade auf'n Kopp jefall'n!! Da steckt schon was dahinter, mein Lieber . . ."

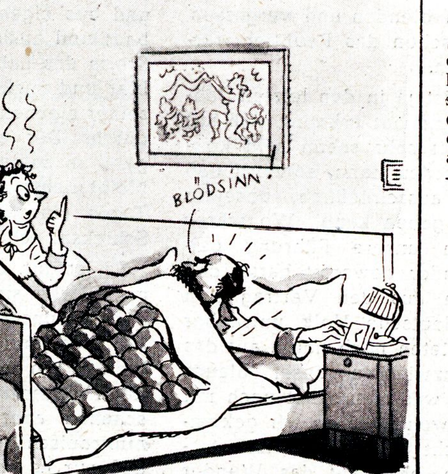
SCHON WIEDA?

„— aba schon det dritte Paket diese Woche für die Frau Schmidt . . . Komisch! Wenn da man nischt dahintersteckt . . ."

„Na, man hat ja schließlich ooch Oogen im Kopp, nich wahr?! Und ick sage Ihnen, da jeht wat nich mit rechten Dingen zu! Wenn die Müllern erlaubt, daß ihr Töchterchen jetzt dauernd, sogar mitten in der Woche, im Sonntagsstaat rumläuft, denn steckt da irjendwat dahinter — verlassense sich drauf . . ."



„Ja, jewiß — ruhig is er, still und freundlich, zahlt pünktlich seine Miete — hat auch keene Sonderwünsche wie mein voriger „Möblierter". — Aba sehnse mal, wenn eena dauernd seinen Koffa abschließt und nie seine Post rumliegen läßt, daß man mal 'n Blick reinwerfen könnte, und so — denn stimmt wat nich! Da steckt wat dahinter . . ."



„Pst, horch mal, jetzt kommt der erst wieder nach Hause! Dabei hat s i e mir erst gestern noch erzählt, Nachtdienst braucht er nie zu machen —! Und Freitag war's auch schon ½1, als er kam — paß mal auf, da steckt was dahinter . . ."



Und was in Wirklichkeit meistens dahintersteckt? Nichts natürlich! Nur die liebe Neugierde derer, die sich heftig darüber ärgern, daß Ihr ihnen nicht alles auf die Nase bindet, was sie brennend gern wissen möchten, aber nicht immer zu wissen brauchen! B ä h . . .

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. ABCDE▔G 12) Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München.